Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 23 (1916-1917)
Heft: 1

Artikel: Alfred von Rodt
Autor: E.v.R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-370889

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alfred von Rodt.

Von *E. v. R.*, Architekt.

Bei vielen Menschen ist die Zeit der Jugend die Zeit der Hoffnungen, das Alter die Zeit der Enttäuschungen. Jedenfalls traf dieses Schicksal den Mann, dessen vielbewegtes Leben hier beschrieben werden soll.

Alfred von Rodt wurde 1843 in Bern geboren, als Sohn Karls von Rodt und der Frau Sabine van der Muelen. Der frühe Tod seiner Mutter und die Aussicht eines ihm bei seiner Mehrjährigkeit zufallenden nicht unbedeutenden Vermögens, wurde dem jungen Mann zum Verhängnis. Zu seinem Vormund bestimmte die Waisenbehörde seinen Onkel, meinen Vater, Herr Eduard von Rodt-Brunner.

Nach Absolvierung der städtischen Realschule bezog Alfred mit mehreren Berner Freunden die Forstakademie Tharand, später die polytechnische Schule Zürich, mit Unterbrechung häufiger Militärdienste als eidgenössischer Artillerieoffizier. Damals schon zeigte sich bei ihm die Neigung, die begonnenen Forststudien mit dem Militärberuf zu vertauschen, ein Gedanke, der im Kreise seiner Familie wenig Entgegenkommen fand. Dem jungen Mann waren die Forststudien verleidet und so verliess er in aller Stille Zürich, ohne Spuren seines Aufenthaltes oder seiner Projekte zu hinterlassen. Die Vermutung lag nahe, dass er den längst gehegten Wunsch, in fremden Militärdienst zu treten, jetzt selbständig zu verwirklichen gedachte, obwohl es einfacher für ihn gewesen wäre, hiefür seine in wenig Monaten eintretende Mehrjährigkeit abzuwarten. Dem Vormund blieb kaum eine andere Wahl, als gute Miene zum schlimmen Spiel zu machen und seinem Schutzbefohlenen, den er sehr liebte, auf dem eigenmächtig ein-

Alfred von Rodt
geb. 1843, gest. 1905.

geschlagenen Weg bestmöglichst fortzuhelfen. Telegramme und Briefe zur Ausmittlung des Flüchtigen wurden von Bern aus nach allen Richtungen versandt. Nur nicht in die französische Fremdenlegion, das gebe ich nicht zu, sagte mein Vater. Aber schon nach zwei Wochen gelang es unserem Verwandten, Herrn Hofrat und Telegraphendirektor Brunner-von Wattenwyl in Wien, den Flüchtling in Wien ausfindig zu machen, wo derselbe Dienste zu nehmen beabsichtigte.

Nachdem sich Herr Brunner mit meinem Vater in Verbindung gesetzt hatte, gelang es seinen Bemühungen, dem jungen Manne seinen Wunsch zu erfüllen. Alfred erhielt ein Leutnantsbrevet im österreichischen 11. Kürassierregiment Kaiser Franz Joseph, Division Holstein, dessen Inhaber, Graf von Enzenberg, ein Hausfreund Brunners war.

Hier schien dem grossgewachsenen, gebildeten Offizier in einem der schönsten kaiserlichen Regimenter eine hoffnungsvolle Zukunft eröffnet.

Im Sommer des Jahres 1866 brach der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen aus. Alfred meldete noch den Abgang seines Regiments nach Böhmen, dann blieben alle Nachrichten aus. Bald brachten die Zeitungsberichte die ersten österreichischen Niederlagen, ob Alfred gesund, verwundet, gefangen oder tot, wussten wir nicht.

Da beschloss mein Vater, den Vermissten aufzusuchen und nahm mich als Begleiter mit. Vermittelst Empfehlungen der österreichischen und preussischen Gesandtschaft in Bern gelang es uns mit Benützung von Militärtransportzügen und auf bedeutenden Umwegen, über Karlsruhe, Köln, Hannover, Braunschweig und Leipzig, nach Dresden zu gelangen. In diesen Städten besuchten wir die Spitäler und Gefangenenlager, wobei wir überall bereitwilliges Entgegenkommen fanden, aber alles Suchen blieb erfolglos.

Dresden war der Hauptsammelpunkt aller Verwundeten, eine Weiterreise auf die böhmischen Schlachtfelder verunmöglichte das Beschiessen der Eisenbahnzüge von der Festung Königstein, Reisewagen waren wegen der Requisition der Pferde nicht erhältlich. So nahmen wir in Dresden Aufenthalt und bewohnten, fast als einzige Zivilgäste, das „Hôtel royal“ beim böhmischen Bahnhof. Hier kamen die Verwundeten-Züge von den böhmischen Schlachtfeldern an, die Restauration war zum Operationssaal umgewandelt worden. Nach vergeblichem Suchen und Fragen kamen wir in die Dresdener Vorstadt Blasewitz und trafen hier den uns von Bern bekannten Herrn Eden-v. Sinner, früher Sekretär der englischen Gesandtschaft in Bern, jetzt in Dresden. Eden empfahl den Besuch eines zum Lazarett verwendeten Schulhauses dieser Vorstadt, in dem viele verwundete Oesterreicher liegen sollten. Hier fanden wir endlich auch wirklich einen schwer verwundeten österreichischen Kürassier des 11. Regiments, kenntlich an der Tafel mit Namen und Regiment, welche über jedem Bett angebracht war. Helm, Kürass und sonstige Uniformstücke, welche auf einem Stuhl neben seinem Bett lagen, gaben bestimmten Aufschluss. Leider war der Mann sterbend, man hatte ihm Schulter und Arm amputiert, auch verstand er, als Böhme, kein Deutsch. Dass der Lazarettarzt unter solchen Umständen eine Interpellation ungern gestattete, war begreiflich. Ebenso begreiflich war aber auch unserseits das Verlangen von Nachrichten, um dem Vermissten helfen zu können. Unter den gegebenen Verhältnissen wären aber auch die Folgen des Verschollenseins eines Angehörigen sehr bemühend gewesen. Wir beschlossen daher unsere Fragen kurz zu formulieren und legten dem Verwundeten die mitgebrachte Photographie Alfreds in Uniform zur Kenntnisnahme vor. Nachdem er das Bild wiedererkannt hatte, wurden seine Beantwortungen durch zwei böhmisch und deutsch sprechende Bett-

nachbarn verdolmetscht, niedergeschrieben, und deren Richtigkeit durch die Unterschrift zweier Krankenwärter bezeugt. Diese sehr primitive Urkunde ist heute noch in meinem Besitz und lautet:

„Ich heisse Jacob Lienarth und wurde im Jahr 1862 zum 11. Kürassierregiment assentiert, rückte in Linz ein und musste daher alle Herrn Officiere kennen lernen, unter welchen ich Herrn Leut. von Rodt bis zum letzten Moment meines Unglücks sah. Unser Regiment war dreimal in Gefahr, am 27. und 29. Juni, da fielen Wenige. Herr Leut. v. Rodt war lustig und versprach für diejenigen, die sich auszeichnen, Medaillen. Am 3. Juli haben wir zweimal attaquieren müssen, da sind viele verwundet worden, was mit Herrn v. Rodt geschah, weiss ich nicht."

Bekannt war, dass am 3. Juli 1866 die Entscheidungsschlacht bei Königsgrätz geschlagen worden war. Die Hauptaktion schien beendet, und so glaubten wir, bestärkt durch die Aussage des Kürassiers, mit ziemlicher Sicherheit auf die Rettung des Gesuchten schliessen zu dürfen. Mit dieser, sich in Folge als ungenau erwiesenen Annahme, reisten wir nach Bern zurück. Kaum angelangt, traf aus Wien von Herrn Brunner folgendes Telegramm an meinen Vater ein: „Eigenhändiges Billet von Ihrem Neffen aus Schloss Nachod in Böhmen erhalten, er ist am rechten Schenkel schwer verwundet, Amputation wahrscheinlich, man kann ihn von Breslau aus erreichen."

Das etwas später von Herrn Brunner an meinen Vater nachgesandte Billet, dat. Schloss Nachod, d. 17. Juli 1866 lautete: „Da Ihnen wahrscheinlich noch keiner meiner Briefe zugekommen sein wird, so benütze ich die Gelegenheit eines nach Wien reisenden Offiziers, um Ihnen einige Nachrichten zukommen zu lassen. Ich wurde am 27. von einer Büchsenkugel durch das Bein verwundet, von Preussen aufgenommen und am nächsten Tag auf Schloss Nachod transportiert, wo ich bester Pflege und sorgsamster

Wartung geniesse. Der rechte Unterschenkel ist in mehrere Stücke zerschossen und bis jetzt halten die Doctoren eine Amputation für unnöthig, allein es dürfte doch später nothwendig werden, — bin aufs Schlimmste gefasst. Habe auch nach Bern geschrieben, allein bei der Ungewissheit der Verbindungen sind meine Briefe vielleicht nicht hingekommen, dürfte ich daher um die grosse Güte bitten, meiner guten Mutter (seiner Stiefmutter) und der Familie von meinem Zustand Nachricht zu melden, ihnen auch zu sagen, dass ich nicht besser aufgehoben sein könnte, meine Adresse ist: Leut. A. v. R., Schloss Nachod, Böhmen."

Rasch entschloss sich mein Vater zu einer zweiten Reise und erreichte nach zum Teil recht unangenehmen Wagenfahrten durch Böhmen am 31. Juli Nachod, in dessen Umgebung vom 27. bis 29. Juni bedeutende Schlachten stattgefunden hatten. Am Tag seiner Ankunft schrieb mein Vater: Die Verwundung A. ist sehr schwer, indem das rechte Schienbein unter dem Knie von einer aus nächster Nähe abgefeuerten Kugel vollständig zersplittert ist. Nach vierstündigem Kampf erhielt er den unglücklichen Schuss und zwar beim Versuch, durch Reiterattake ein mit dem neuen preussischen Hinterladergewehr bewehrtes Infanterie-Carré zu sprengen. Dieser Angriff misslang unter bedeutendem Verlust des 11. Kürassier-Regiments und seiner Standarte. A. blieb mehr oder weniger bewusstlos die Nacht auf dem Schlachtfelde liegen. Am folgenden Tag besuchte der Prinz Friedrich Karl von Preussen das Schlachtfeld, unterhielt sich mit den herumliegenden Verwundeten und zufällig auch mit A., den er nach Namen und Heimat befragte. Durch den Prinzen abgeschickt, erschienen preussische Soldaten, die dem Verwundeten Wasser reichten, ihn auf einen Verbandplatz, nachher auf Schloss Nachod brachten. Marodeure hatten dem Schwerverwundeten während der Nacht Helm, Säbel und Mantel abgenommen, Pferd und Bediente fanden sich spä-

ter wieder. Stiefel und Hosen wurden dem Verwundeten auf dem Verbandplatz aufgeschnitten, gerettet hat er allein Säbeltasche und Sackuhr mit Kette. Als Zimmerkamerad lag neben A. der österreichische Hauptmann Baron von Althaus, Regiment Reischach, mit lädierter Schulter, sein Regiment hatte 52 Offiziere verloren. Das Schloss Nachod, traditionell im Besitze der Wallenstein, dann im Eigentum der Piccolomini, ist gegenwärtig ein ziemlich verwahrloster Gebäudekomplex, dessen Hauptbau, inklusive Dependenzen, bis auf den letzten Platz mit Verwundeten angefüllt war. Eine Unterkunft für meinen Vater im Städtlein war beinahe unmöglich, überdies herrschte auch hier eine ziemlich starke Choleraepidemie, und der Kutscher, der die Wegnahme seiner Pferde durch Requisition befürchtete, drängte zur Rückfahrt. Die Aufgabe des Besuches war insoweit erfüllt, als der Verwundete unter guten Verhältnissen und mit den nötigen Mitteln versehen, hier seinem Schicksal überlassen werden konnte. Als Andenken vom Schlachtfeld von Nachod brachte mein Vater eine nicht explodierte Granate, preussische und österreichische Gewehrkugeln und Waffenbeschläge nach Hause.

Sehr lange dauerte die Genesung des Verwundeten, nach Monaten lösten sich immer wieder Knochensplitter, die durch schmerzhafte Operationen entfernt werden mussten. Auf eine vollständige Wiederherstellung durfte überhaupt kaum mehr gerechnet werden. Die folgenden Jahre verflossen mit Kuren, u. a. in Baden bei Wien, wo ihn mein Vater wieder besuchte und zu einem Aufenthalt in Bern bestimmte. Hier wurde der interessante, noch auf Krücken gehende, in schmucker weisser Kürassieruniform gekleidete Offizier von Verwandten und Freunden herzlich willkommen geheissen. In Bern erhielt er noch den Besuch einer sehr liebenswürdigen Dame, Frl. v. Schwarzenberg, die ihn als pflegende deutsche Ordensschwester

in Nachod liebgewonnen hatte, aber auch hier ging der junge Mann, wie meine Mutter meinte, seinem Glück aus dem Wege.

Im Jahr 1868 war A. wieder in der Kriegsschule in Wien; vom beschwerlichen aktiven Dienste momentan befreit, hoffte er auf vollständige Genesung. Leider blieb eine Schwäche im Fuss, welche das Reiten erschwerte, so dass A., wenn auch schweren Herzens, als Oberleutnant seine Entlassung einreichen musste. Eine gute Gelegenheit, Carrière im Hofdienst beim Grossherzog von Weimar zu machen, schlug er aus; ein anderer Schweizer, Herr de Palezieux, nahm die Stellung an und brachte es zum Ober-Hofmarschall.

Mit Studien in Leipzig, Reisen, Meerbädern in Südfrankreich vergingen die Jahre bis 1870, in welchem Jahre A. sich zufällig in dem vom deutschen Heere belagerten Paris befand. Hier benützte er die Gelegenheit, sich bei einem französischen Franctireur-Corps, den „amis de France“ anwerben zu lassen und u. a. die Ausfälle auf dem Plateau d'Avron mitzukämpfen. Leider gingen seine persönlichen Briefe aus dieser Zeit verloren, die daherigen Nachrichten verdanken wir einem damals ebenfalls in Paris eingeschlossenen Berner, Herr Dr. med. Eduard von Tavel, mit dem A. in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte.

Europamüde, ohne bestimmten Zweck und Plan, aber immer noch mit jugendlicher Begeisterung neue Ziele verfolgend und das Beste immer wieder erhoffend, reiste A. im Jahr 1877 nach Südamerika. Nach weiten Kreuz- und Querfahrten fand er nach dreiwöchentlichem Ritt über die Cordilleren einen Schweizer, Herrn Henri Ausset von Vivis, einen Verwandten seiner Stiefmutter, der seit Jahren ein Kupferbergwerk betrieb. Die beiden Männer müssen sich damals befreundet haben, was aus spätern

Korrespondenzen hervorzugehen scheint. Hier las A. zufällig in den Zeitungen, dass die Republik Chile die ihr zugehörende Inselgruppe Juan Fernandez zu verpachten suche. Rasch erfasst von der Idee, dort sein Glück zu versuchen, vielleicht auch angezogen durch die romantischen Robinsonaden, deren Heimat einst hier gewesen war, wendete sich A. an die Indentatur des Kolonialdepartements in Valpariso, und unterzeichnete in kürzester Zeit den ihm für sein Leben verhängnisvoll gewordenen Pachtvertrag.

Ueberblicken wir in aller Kürze die Geschichte dieses aus drei Inseln bestehenden Eilandes, welches 1563 vom spanischen Seefahrer Juan Fernandez entdeckt worden war. Spanien schenkte dem Entdecker den weltverlassenen Strand, dem letzterer seinen Namen gab und mit Spaniern und Indianer besiedelte. Eine Johannes dem Täufer geweihte Niederlassung wurde angelegt, deren Bevölkerung sich mit Fischerei, Seehundfang und Ziegenzucht ernährte. Aber nach wenigen Jahrzehnten wurden die Inseln aus unbekannten Gründen wieder verlassen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begegnen wir einer ersten englischen Expedition, die einen Indianer ihrer Schiffsmannschaft irrtümlicherweise hier zurückgelassen haben soll. Im 18. Jahrhundert fanden verschiedene Expeditionen gegen den spanischen Besitz der südamerikanischen Westküste statt. Als Steuermann des Schiffes „Cinque Porto“ fuhr der siebenundzwanzigjährige Schotte, Alexander Selkirk, mit. Sein Hang zur Einsamkeit brachte ihn zum Entschluss, freiwillig sein Schiff zu verlassen und auf dem menschenleeren Eiland allein zurückzubleiben. Er versah sich mit dem Notwendigsten und versteckte sich am Land, als das Schiff die Anker lichtete. Tägliche Arbeit um seinen kärglichen Lebensunterhalt und das fleissige Bibellesen brachten ihm Trost, so dass er sich bald an die Einsamkeit gewöhnte. Nach mehreren Jahren landete hier ein englisches Corsarenschiff und gross war die Ueber-

raschung seiner Mannschaft, auf der verlassen geglaubten Insel Rauch aufsteigen zu sehen und einen in Ziegenfelle gekleideten Menschen vorzufinden. Selkirk liess sich nur mit Mühe überreden, die Insel wieder zu verlassen und reiste schweren Herzens in seine Heimat zurück, wo er im Jahr 1723, 47 Jahre alt, starb. Das Museum von Edinburg bewahrt heute noch Geräte, deren sich Selkirk auf der Insel bedient hatte. In einer auf erhöhtem Felsen der Insel eingelassenen Metalltafel befindet sich folgende englische Inschrift: „Zum Andenken an den Seemann Alexander Selkirk, gebürtig aus Largo in Schottland. Er lebte auf dieser Insel vier Jahre und vier Monate in vollständiger Einsamkeit. Er wurde vom Schiff „Cinque Porto“ im Jahre 1704 ans Land gesetzt und vom Corsarenschiff Duncke den 21. Februar 1709 erlöst. Selkirk starb als Seeleutnant Ihrer Majestät Marine auf der Weymouth 1723, 47 Jahre alt. Diese Tafel ist am Loockhut (Ausspähpunkt) Selkirks durch den Kommandanten Powell und den Offizieren der Fregatte „Topaze“ im Jahr 1868 gesetzt worden.“ Der zurückgebliebene Indianer und Selkirk lebten jedenfalls nicht gleichzeitig auf der Insel. Ob geflissentlich, ob irrtümlicherweise, vereinigte der englische Romanschriftsteller Daniel Defoe beider Schicksale unter den Namen „Robinson Crusoe und Freitag“. Der Roman erschien zuerst 1719 unter dem Titel „Das Leben und die überraschenden Abentheuer Robinson Crusoes“, ein populäres Buch, welches zahllose Auflagen und Nachahmer erlebte. Im Jahr 1738 brach der dritte Krieg zwischen England und Spanien aus. Auf seiner Fahrt landete der englische Lord Anson auf Juan Fernandez. Durch dessen Schilderungen, die u. a. auch auf die Bedeutung der strategischen Lage der Inseln aufmerksam gemacht hatten, beschlossen die Spanier, die Hauptinsel Mas-a-terra zum festen Platz umzugestalten und erbauten über der jetzt sog. „Cumberlandbay“ ein Fort und in den zu seinen

Füssen gelegenen Ruinen von St. Johann Baptista eine neue Ansiedelung. Doch schon am 1. Mai 1751 zerstörte ein Sturm, begleitet von vulkanischen Eruptionen, den grössten Teil der neuen Niederlassung und begrub 38 Menschen. Wieder erfolgten neue Bevölkerungsversuche, die Insel sollte jetzt als Staatsgefängnis den spanischen Kolonien Westamerikas dienstbar gemacht werden. Die Kasematten des Forts fanden als Gefängnisse Verwendung. Aber gar bald verwilderten in der Einsamkeit Wächter und Gefangene. Mord und Revolution entvölkerten wieder die Kolonie, bis im Jahr 1837 eine peruanische Flotte vor Juan Fernandez erschien, die Besatzung zur Uebergabe zwang und die Gefangenen befreite.

Von 1837—1869 wurde Mas-a-terra nur noch von wenigen Fischern bewohnt, vorüberfahrende Walfischfänger versahen sich hier mit Wasser und Proviant. Niemand hatte mehr den Mut, sich auf dieser jetzt Chile zugefallenen Stätte blutiger Greueltaten anzusiedeln. Die Inseln blieben nur wenig bewohnt, sich selber überlassen. Da erfolgte im Jahr 1877 die bereits erwähnte obrigkeitliche Pachtausschreibung und die Ernennung A. zum Pächter der Inseln.

Geographisch liegt die Inselgruppe 365 englische Seemeilen von der Westküste Südamerikas, resp. von der auf gleicher Höhe liegenden Hafenstadt Valpariso entfernt. Diese Distanz entspricht ziemlich genau der Entfernung von Bern nach Rom oder von Bern nach Wien. Die Inselgruppe, unter dem gemeinsamen Namen Juan Fernandez besteht aus drei Inseln, Mas-a-terra (mit 95 km^2), Mas-a-fuera (mit 85 km^2) und Santa Clara (mit 5 km^2), demnach einer Gesamtfläche von 185 km^2. Ein Areal, etwas kleiner als der Kanton Zug, etwas grösser als Appenzell I.-R. Oder einer Fläche entsprechend dem zwischen Bern, Rüeggisberg, Oberdiessbach und Walkringen eingeschlossenen Landkomplex.

Demnach ein kleines Reich, das nicht zusammenhängend, von Bergen durchzogen, einst durch mächtige vulkanische Eruptionen aus dem Meer emporgehoben wurde. Lockender als der landwirtschaftliche Ertrag dieses Eilandes scheint allen Nachrichten zufolge der Reichtum der an diesen Küsten lebenden Meertiere gewesen zu sein. Der grösste Nachteil war und wird auch in Zukunft die viel zu grosse Entfernung der Inselgruppe vom Festland bleiben.

Sie ist zu bedeutend für kleine Schiffe, resp. Segelschiffe, welche hier in erster Linie in Betracht gezogen werden müssen. Ueberdies erschweren widrige Windströmungen die Hinfahrt. Für grössere Schiffe oder Dampfschiffe ist der Transit zu unbedeutend und daher zu kostspielig. Ausser Betracht fallen die Vergnügungsdampfer, welche in letzter Zeit alle paar Jahre einmal mit Touristengesellschaften von Valpariso hinüberfuhren und nach kurzer Besichtigung der Kuriositäten den nach modernen Reise-Begriffen noch völlig unkomfortablen Ort wieder verliessen. Ohne Nutzen, wenigstens für den Verkehr, sind die Walfischfänger, welche zeitweilig ihre Schiffe mit Nahrungsmittel und Wasser zur Fahrt in die Südpolarmeere hier verproviantieren. Eine andere Schwierigkeit ist die Möglichkeit, auf der Insel mit sehr wenig Arbeit ein primitives Auskommen zu finden, dieser Umstand erschwert das Verhältnis des unternehmenden Arbeitgebers gegenüber dem Arbeiter.

Die Interessen von Chile an Juan Fernandez lagen kaum jemals an seiner Kolonisation oder seiner finanziellen Nutzbarmachung, wohl aber darin, auf einfache und billige Art das Eigentumsrecht der Insel gegenüber fremden Staaten aufrecht zu erhalten. Ein von der Regierung offiziell eingesetzter Gouverneur verhinderte wenigstens „moralisch“ die Besitznahme des andernfalls herrenlosen Gutes. Auch darf nicht übersehen werden, dass schon in

früher Zeit die Spanier die strategische Lage der Insel zur Küste erkannt und verwertet hatten.

Die folgenden Nachrichten sind einer ziemlich unregelmässigen Reihenfolge von ungefähr 40 Briefen A. an seine Verwandten in Bern und Vivis entnommen, ergänzt durch offizielle Berichte, neuere Reisebeschreibungen und Korrespondenzen mit dem schweiz. Konsulat in Valpariso und daselbst angesehenen schweiz. Handelsleuten.

Aus dem ersten Brief Alfreds, dat. 1877, entnahmen wir seine bereits berührte Reise über die Cordilleren, die Bekanntschaft mit Herrn Henri Ausset und die Nachricht der Inselpacht. Leider fehlt bei diesem ersten Brief der beigegebene gedruckte Bericht des Schiffskommandanten über die offizielle Uebergabe der Insel an den neuen Pächter zuhanden des chilenischen Kolonialdepartements. Mein Vater hatte diesen Akt aus dem Spanischen übersetzt, er scheint verloren gegangen zu sein. Der Pachtzins belief sich auf 1500 Dollars jährlich, die Pachtzeit war in siebenjährigen Perioden vorgesehen, verpflichtet wurde der Pächter zur Haltung eines Schiffes mit regelmässiger Verbindung nach dem Festland. Dafür stand dem Pächter eine freie Verfügung über die Erträgnisse der Insel zu, nebst gewisser juridischer Rechte als „Subdelegado", resp. Gouverneur. So wurde ihm u. a. das Recht eingeräumt, Widerspenstige oder Untaugliche ans Festland überführen zu dürfen. Ein kleiner Dreimaster wurde für 2000 Dollar angekauft und „Robinson" getauft. A. suchte Verbindungen in den Handelsstädten Chiles und Agenten in London. Die Hauptinsel selber fand er in „sehr vernachlässigtem Zustande", 60 Bewohner auf 22 Familien verteilt; ungefähr 60 Pferde und Tausende zahmer und wilder Ziegen bildeten den Bestand. Die Bewohner, meist chilenische Bauern, werden als armselig lebende, gutmütige und fleissige Leute geschildert, die glücklich wären, durch die neue Administration Verdienst und Arbeit zu erhalten. Die

Möglichkeit, hier mit Erfolg Viehzucht, Jagd und Fischerei im Grossen zu betreiben, schienen zu schönen Hoffnungen zu berechtigen.

Im Brief vom 17. Januar 1878 beschreibt A. seinen Aufenthalt auf Mas-a-fuera mit einem Dutzend Leute, um Seehunde und Ziegen zu jagen. Diese Insel ist etwas kleiner als Mas-a-terra, ganz unbewohnt, von beinahe viereckiger Grundfläche. „Ein wilderes, unheimlicheres Stück Erde dürfte es kaum geben, die Lavaberge scheinen sich hier zweimal so hoch als auf Mas-a-terra zu erheben, auf einer Seite senkrecht das Meer überragend, gegen Norden sich in grossen Plateaus abdachend. Neben Felspartien fanden wir Wald und mit schönem, hohem Gras bewachsene Ebenen. Um Viehzucht einzuführen, müssten zuerst die zahlreich hier lebenden wilden Hunde und eine kleine Adlerart abgeschossen werden, die das Leben des Jungviehes gefährden. Aber trotz dieser Feinde ist die Zahl der wilden Ziegen, welche Schutz in den Felsen finden, sehr bedeutend. Wir erbeuteten in 14 Tagen 700 Seehunde, deren Felle bereits auf der Reise nach England sind. Leicht ist es diesen Tieren beizukommen, indem sie ihre Anwesenheit durch ein weit hörbares Gebrüll kundgeben. Die hier lebende Art sind die sog. „Sealskin", deren Fell ein sehr kostbarer und gesuchter Modeartikel in den Großstädten geworden ist, der hoch im Preise steht.

Ein Brief vom September 1878 meldete den Verlust seines ersten Schiffes mit einer Ladung von Seehundfellen, welche ca. Fr. 20,000 eingebracht hätten. Das Schiff war versichert, da aber die Gesellschaft erst drei Monate nach dem Unglück bezahle, um die notwendigen Untersuchungen vornehmen zu können, benötigte A. die Summe von 1000 Pfund, deren Empfang bescheinigt wird. Dafür verliere er den Mut nicht, „Geld verloren, Nichts verloren!" — Er beschreibt die Ausrüstung seiner sieben zum Fisch- und Hummerfang bestimmten Boote. Eines der-

selben, von drei Männern geführt, bringe während der günstigen Jahreszeit täglich ca. 250 Hummer oder fünf Zentner Stockfische, erstere werden den Fischern mit zwei Sous per Stück, letztere per Zentner mit 50 Sous bezahlt. Auch Haifische wurden gefangen, doch erschwert deren Fang die häufigen starken Winde, indem der Hai in einer Tiefe von 40—50 Faden gesucht werden muss. Dem Haifisch wird die Leber ausgeschnitten, diese zu Oel geschmolzen, filtriert und als „huile de foie de morue" in den Handel gebracht. Das Holz der Insel erwies sich als untauglich zum Baue, weil es nach kurzer Zeit durch Fäulnis zerstört wurde, während es als Brennholz in den chilenischen Städten Abnehmer fand. Auch die Besiedelung der Insel machte Fortschritte durch Leute, die selbständig die Fischerei betrieben. Beim Gouverneur dienten als Koch ein Engländer, ein Waadtländer als Gärtner, ein Chilene als Majordomus, jedenfalls eine sehr internationale Gesellschaft. Im übrigen, schreibt er, lebe man glücklich und zufrieden, man kümmere sich hier weder um Nationalitäten-, Klassen- oder Religionsdifferenzen.

Nach seinem ungefähr einjährigen Aufenthalt auf der Insel beauftragte der Minister des Innern den Kommandanten einer chilenischen Corvette, auf seiner Rückreise Juan Fernandez zu besuchen und über die dortigen Verhältnisse Rapport abzustatten. Dieser offizielle Bericht, im Regierungsblatt vom 5. August 1878 erschienen, lassen wir hier in wörtlicher Uebersetzung folgen: „An das Ministerium des Innern." Indem ich nach meiner Rückkehr von der Ueberfahrt nach dem Golf von Nicoya den Befehlen Eurer Excellenz nachkam, berührte ich die Insel Juan Fernandez, um den jetzigen administrativen Zustand derselben zu untersuchen. Es freut mich E. E. den guten Eindruck auszusprchen, den mir dieser Besuch zurückgelassen hat. Ich konnte den jetzigen Zustand der Insel mit demjenigen vergleichen, in dem sie sich früher be-

fand. Selbstverständlich war es dem neuen Pächter noch nicht möglich alle Verbesserungen einzuführen, die beabsichtigt waren, um so mehr, als der Prozess, der zwischen dem Fiskus und den alten Kolonisten bestand, die Handlungen des jetzigen Pächters lähmte. Er hat ohne Zweifel schon einen Teil derjenigen Verbindlichkeiten erfüllt, die ihm der Kontrakt auferlegte. Erstlich hat er die Insel in eine periodische Verbindung mit dem Festland gebracht vermittelst seines Segelschiffes, deren erstes er durch Schiffbruch verlor, aber bereits wieder ersetzt hat. Diese Verbindung schützt die Einwohner vor allfälligem Lebensmittelmangel bei Missernten.

Für ausserordentliche Fälle wurde durch Herbeischaffung bedeutender Vorräte auf die Insel gesorgt. Ferner baute der Pächter einen kleinen Hafendamm, der das Ein- und Ausschiffen ausserordentlich erleichtert. In der Nacht gibt ein Licht, grösser als dasjenige auf unserem Molo in Valpariso, die Lage der Cumberland-Bay an. Eine Anzahl Eucaliptis-Bäume, die noch in einer Baumschule stehen, sind bestimmt, die baumlosen Partien der Insel zu bepflanzen. Es sind auch mehrere neue Gebäude entstanden, darunter das Haus des Gouverneurs. Man sieht auf den ersten Blick, dass die alten Hütten der Bewohner reinlicher geworden sind, was durch Bekämpfung früherer schlechter Gewohnheiten erzielt wurde. Der Pächter setzt grosse Hoffnung auf Viehzucht, er besitzt 180 Stück, worunter 70 Kühe. Die neue Ordnung, welche Herr v. Rodt einführte, war natürlicherweise nicht ganz im Sinne verschiedener Individuen der alten Bevölkerung und diese mussten die Insel verlassen. Jetzt werden neue Kolonisten erwartet, die gewissenhafte Erfüllung ihrer eingegangenen Verpflichtungen versprechen. Diese werden Lebensmittel und Kleidungsstücke zu billigen Preisen erhalten. Da keine geistigen Getränke auf der Insel verabfolgt werden, bringen es Einzelne zu Ersparnissen. Davon

überzeugte ich mich, indem sie Herrn v. Rodt Geld zur Aufbewahrung übergeben hatten.

Die Fischerei der Hummer und Stockfische wird mit Eifer betrieben, obwohl der Pächter mit manchen Schwierigkeiten des Verkaufes zu tun hat, immerhin steht zu hoffen, dass er gute Resultate erzielen wird. Gegenwärtig fabriziert er ein gutes Oel aus der Leber der Haifische, und ich kann E. E. versichern, dass kein besseres Oel in den Handel kommt. Wir haben dasselbe auf unserem Schiffe verwendet und es erzeigte sich, dass dieses Oel dem bisher an die Marine gelieferten weit vorzuziehen ist; bei Verwendung des Inselöles könnte der Fiskus ungefähr 2000 Piaster jährlich ersparen und wäre besser bedient. Die Walfischfahrer, welche seit einiger Zeit ausgeblieben waren, aus Gründen die ich E. E. nicht auseinanderzusetzen brauche, fangen an, die Insel wieder zu besuchen, weil sie jetzt gut aufgenommen werden. Im Bericht folgt die Liste der seit dem Juli 1877 an Bord der Insel angelegten Schiffe. Es waren 4 Kriegsschiffe, 1 Handelsschiff und 14 Walfischfahrer. Die gegenwärtige Einwohnerzahl auf der Insel beträgt 51, nämlich 14 Männer, 8 Frauen und 29 Kinder. Ich kann E. E. versichern, dass Alle zufrieden sind und dass es an Arbeit, womit sie sich erhalten, nicht fehlt; dass sich die Zahl der Ansiedler in kurzem vermehren wird, liegt im Interesse des Herrn v. Rodt. Letzterer möchte auch die Insel Mas-a-fuera exploitieren, damit er seine Auslagen besser decken kann, was bisher noch nicht der Fall war.

Ich fühle mich verpflichtet, mich dahin auszusprechen, dass der Mietzins übergross ist und fürchte sehr, dass ungeachtet Allem, was ausgeführt wurde, der Fiskus den fleissigen Pächter, der die Insel in Flor zu bringen sucht, doch verlieren könnte. Seine Auslagen sind gross und seine hauptsächlichste Hoffnung gründete sich auf den Viehstand, allein wenn eine Seuche ausbräche, oder er

wieder ein Schiff verlieren würde, so wäre er doch wahrscheinlich gezwungen, das Unternehmen aufzugeben. Ich glaube daher den Rat geben zu können, dass Chile dem Pächter den Zins etwas herabsetzen dürfte und ihm gleichzeitig eine Verlängerung der Pacht zusichern sollte. E. E. wird finden, dass ich das Lob des Pächters zu sehr preise, aber er verdient dasselbe, da er seine Leute nicht ausbeutet, sondern für ihr Wohlergehen sorgt, ihnen Arbeit verschafft und eine Schule zu errichten gedenkt, alles Dinge, die neue Opfer auflegen werden. In der Ueberzeugung, dass die Inseln einst eine Station zum Wohle Chiles werden dürften, zeichnet E. E. ergebenster Kommandant der Corvette Chacabuco, Oskar Viel."

In einem Brief vom November 1878 spricht A. von seinem Hausbau, der ihm viel Sorge verursacht, er denkt sogar daran einen Châlet-Bau aus Europa kommen zu lassen! Wie bereits bemerkt, eignete sich das Inselholz nicht zum Baue. Die Chilenen bauen ihre Häuser aus Lehm mit gehacktem Stroh vermischt, Wände, die aber den orkanartigen Regengüssen des Winters auf der Insel nicht zu widerstehen vermögen.

Im folgenden Jahr brach der Krieg zwischen Chile, Peru und Bolivia aus, der A. schwere Zeiten brachte, indem die Verbindung mit dem Festland erschwert, der Export beinahe unmöglich gemacht wurde. So versuchte er mit fünf in Mas-a-fuera angesiedelten Familien dort eine Schäferei einzurichten, die daselbst Angesiedelten sollten gleichzeitig die Walfischfänger verhindern, hier Jagd auf „seine Seehunde" zu machen. Einen kleinen Erfolg scheint durch Verarbeitung des Inselholzes für Verpackung europäischer Teigwaren erzielt worden zu sein.

Wahrscheinlich mit dem Krieg in Verbindung, durchlief im Jahr 1880 unsere Zeitungen die Nachricht, ein Schweizer, Herr A. v. Rodt, angesiedelt auf der Insel Juan Fernandez, hätte durch Vermittlung des schwei-

zerischen Konsulats in Valpariso um die Erlaubnis nachgesucht, auf seinem Schiff die eidgenössische Flagge führen zu dürfen. Die sehr begreifliche Ablehnung dieses Gesuches motivierte der schweizerische Bundesrat damit, dass er im Falle der Verletzung seiner Flagge nicht in der Lage wäre zu intervenieren. Nicht offiziell bleibe es dagegen dem Gesuchsteller unbenommen, die eidgenössische Flagge auf seinem Schiffe zu führen.

Mit der Verschlimmerung der Verhältnisse auf der Insel, wahrscheinlich auch durch die Missernten in den achtziger Jahren, wird die Korrespondenz seltener. Im Oktober 1882 sandte die chilenische Regierung ein Schiff nach der Insel zur Hülfeleistung, um die von Not und Scorbut Heimgesuchten, falls sie es wünschten, zurückzuholen.

Nachrichten des schweizerischen Konsuls in Valpariso und von Herrn Ausset an seine Verwandten in Vivis lassen durchblicken, dass die finanzielle Lage Alfreds eine sehr prekäre geworden war. Kleinere Hülfeleistungen, die ihm seine Verwandtschaft und Freunde gewährten, halfen über die schlimmsten Klippen.

Immerhin spricht noch die im Jahr 1883 vom chilenischen Senator Vicunna Mackenna publizierte „Geschichte der Insel Robinsons“ die schönsten Hoffnungen über das Gedeihen des Unternehmens und seines Gouverneurs aus. Das Buch ist mit sehr schmeichelhafter und liebenswürdiger Dedikation dem „letzten Robinson“ gewidmet.

Mit dem Jahr 1885 war die erste achtjährige Pacht-Epoche der Insel abgelaufen und wurde nicht wieder in alter Form erneuert. Im November 1885 schrieb A.: „Mes affaires marchent bien, il vient de se former une compagnie d'exploitation des îles de Juan Fernandez de laquelle je serai gérant, en sorte que j'ai le meilleur espoir pour l'avenir.“ Im Jahr 1887 besuchte Herr Grin, damals

Pfarrer in Sugiez am Murtensee, auf einer Evangelisationsreise in Chile die Insel und publizierte in seiner Arbeit „Nos compatriotes au Chili“ daherige Nachrichten. Er ist entzückt von dieser „île enchanté“ quant a l'exploitation de ces terres elles donneront peut-être de beaux résultats, je dis peut-être, car l'experience a prouvé qu'une petite île ne s'exploite ordinairement qu'à porte . . . Au nombre des souvenirs que m'a laissé mon voyage la visite que j'ai faite a l'île de Robinson et les moments passés en compagnie de son aimable suzerin sont de ceux qui ne s'effaceront jamais.“

Am 11. Mai 1890 fand Alfred Gelegenheit, einem in der Cumberlandbay vor Anker liegenden Kriegsschiff einen Brief mitzugeben. In demselben meldet er wieder den Verlust eines Schiffes und klagt, dass er seit zwei Jahren ohne irgend welche Verbindung mit dem Festlande gewesen sei. Umstände, die jedenfalls auf ungünstige Verhältnisse schliessen liessen. Ein Teil des Jahres 1891 verbrachte A. in Valpariso und Santiago zu Unterhandlungen mit der Regierung, welche ihm wieder das Amt eines Subdelegado mit Jahresgehalt von 2000 Piaster aussetzen, wieder unter der Bedingung, mit dem Festland eine Verbindung zu unterhalten.

Unter diesen neuen Verhältnissen scheint eine Besserung eingetreten zu sein. — Sehr interessant sind die Nachrichten von Dr. Ludwig Plate aus Berlin, veröffentlicht in einer in Halle erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift „Die Natur“. Plate weilte 1894 zwei Monate lang behufs zoologischer Studien auf der Insel. „In vier Meilen Entfernung“, so schreibt er unter dem unmittelbaren Eindruck, „glichen die Inseln einer gewaltigen Festung, die mit senkrecht abfallenden Mauern aus dem Ozean emporsteigt und deren Schießscharten durch die zwischen den Bergspitzen liegenden Taleinsenkungen versinnbildlicht werden. Nachmittags 5 Uhr rollte die Anker-

kette des chilenischen Schulschiffes, das mich hinübergebracht hatte, in die Tiefe der Cumberland Bay und der höchste Berg, der „Yunque“, blies uns zum Willkommen stossweise Bö auf Bö entgegen. Vor uns breitete sich ein Panorama aus, das meine hochgespannten Erwartungen nicht enttäuschte und das auch dem verwöhntesten Auge gefallen musste. Die annähernd halbkreisförmige, im Durchmesser etwa eine viertel Meile weite Bucht bildete in ihrem mittleren Abschnitte eine sanft ansteigende Küstenlinie, welche sich in ein östliches und westliches Tal fortsetzt. Beide werden von einem 500 m hohen abfallenden Berg geschieden, an dessen Fuss die 8—10 Häuser der Ansiedler liegen. Das Osttal dehnt sich ungefähr 1 km weit gegen das Innere aus, um hier in den Gebirgsstock des „Yunque“ überzugehen. Saftige Wiesen, Feigenhaine, grüne Makiwälder, zwischen denen zahlreiche verwilderte Fruchtbäume wachsen, zeichnen den Teil dieser Insel aus. Den Fuss des Yunque umhüllt ein dichter, fast undurchdringlicher Kranz immergrüner Wälder bis zu einer Höhe von 500 m. Dann aber steigt der Berg als senkrechte, von herabstürzenden Wassern tief gefurchte Mauer weitere 400 m kühn empor, um in breit abgeschnittener Spitze im Reich der Wolken zu enden. Wie ein gigantisches Bollwerk der Natur erhebt er sich in stolzer, unnahbarer Majestät 927 m über dem Meeresspiegel. Die seitlich abfallenden Partien der Bai werden von steil abfallenden Lavawänden begrenzt, die an manchen Stellen 150 m Höhe erreichen. An den blauen Ozean stösst die schwarze, wildzerrissene Lava und aus dem grünen Kranz der Wälder steigt die Bergwand nackt und tot empor; lachende Wiesen wechseln mit gelblichen Niederungen und kahlen Erdflächen ab und in diesem farbenreichen Bilde gewähren die schönen, scharf gezeichneten und von tropischer Lichtfülle umfluteten Linien der Berge eine reizvolle Umrahmung. Auf engem Raume zusammengedrängt, deren

Erhebung nur in einzelnen Gipfeln 700 m übersteigt, finden wir die Wirkung einer alpinen Landschaft, die sich vom schaumbedeckten Gestade wie ein Edelstein aus schöner Fassung abhebt."

Bevor sich Dr. Plate seinen zoologischen Studien hingab, hatte er des Interessanten genug an der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung der echten Robinsoninsel zu studieren. Sie bestand aus 1 Schweizer, 2 Deutschen, 1 Franzosen und verschiedenen Portugiesen und Chilenen, in Summa nur 32 Personen. Das stattlichste Haus bewohnte der Pächter der Insel, Don Alfredo v. Rodt und seine Familie. Plate spricht von einer Ueberraschung, hier, weit draussen im stillen Ozean einen Mann von solcher Bildung gefunden zu haben.

In „Don Alfredo" lernte ich einen vielseitigen, sehr unterrichteten Mann kennen, der die deutsche, französische, englische und spanische Sprache gleich vollkommen beherrschte und in dessen Bibliothek die beste Literatur vertreten war. Don Alfredo, der letzte Robinson, wie ihn Vicuna Mackenna in seinem Buche genannt hat, könnte aus seinem Leben genügenden Stoff zu einem Roman schöpfen. Er entstammt einer bernischen, patrizischen Familie, widmete sich früh dem Waffenhandwerk, wovon die hohe Gestalt und der martialische Schnurrbart Zeugnis ablegen usw. Dr. Plate spricht von seinen im grossen Stil gemachten landwirtschaftlichen und industriellen Versuchen, deren Hoffnungen sich aber nicht erfüllt hätten. Sei es, dass die verwendeten Geldmittel noch zu gering waren, sei es, dass die natürliche Gutmütigkeit des Gouverneurs ein energisches, resp. brutales Auftreten ausschloss, das jeder haben muss, der mit dem chilenischen Volk arbeiten will. So wurde ihm die Insel zum Unglück, aber trotzdem vermag er sich nicht von ihr loszureissen, wie alle Menschen an dem, was sie durch trübes Leid erkauft, nur um so inniger hangen. Auf seiner geliebten

Insel, im Schatten des Yunque, wird er wohl seine Tage beschliessen."

Im Jahr 1895, schreibt A., machte ich einen kurzen Aufenthalt auf dem Festland, er berichtet von einer Einladung nach Santiago, zur Besprechung der Inselangelegenheiten mit dem Präsidenten der Republik. Derselbe hätte ihn freundlich empfangen und ihm den Beschluss eröffnet, dass die Regierung selber die Kolonisation an die Hand zu nehmen gedenke und ihn wieder als Gouverneur oder „Subdelegato" mit einem Jahresgehalt von ungefähr Fr. 5500 ernennen werde. — Aber auch diese Stellung scheint keine Besserung gebracht zu haben, jedenfalls muss A. damals wieder schlimme Zeiten ausgestanden haben, indem der schweizerische Konsul bei der Familie in Bern Erkundigungen einzog, ob sie die Kosten der Rückreise von A. im Falle der Not nach Europa übernehmen würde. Selbstverständlich wurde solches zugestanden, obwohl wir keine Hoffnung hatten, dass A. jemals hievon Gebrauch machen würde. Dass trotz aller dieser oft widersprechenden Nachrichten auf der Insel immer noch weitere Projekte und Versuche gemacht wurden, bezeugt der uns von einem Schweizer zugekommene Zeitungsausschnitt des in Valpariso erscheinenden „Deutschen Wochenblattes" vom 17. Oktober 1896.

„Der Subdelegato der Insel hat an den Intendanten Bericht erstattet, dass die Vermessungen für die neu zu gründende Ansiedelung, welche wieder den alten Namen „San Juaes Bautista" tragen werde, vollendet sei. An der Bai seien die Plätze für verschiedene in der Zeitung mit Namen genannte Herren reserviert, wie für den Direktor des botanischen Gartens in St. Santiago, für einen Deutschen, Herr Bossart von Schellendorf usw. Die Insel eigne sich vortrefflich wegen ihres herrlichen Klimas zu Sommerfrische!"

Aber auch diese „spanischen Schlösser“ scheinen sich nicht verwirklicht zu haben.

Alles spricht dafür, dass A. durch seine Familie und sein auf einen geringen Rest reduziertes Vermögen an die Insel gebunden war, hier konnte er seine Unabhängigkeit wahren und in bescheidenen Verhältnissen fortleben.

Noch erlebte A. die Freude zweier Besuche auf seiner Insel. Denjenigen seines Stiefbruders, Heinrich v. Rodt, im Jahr 1901 und denjenigen meiner Schwester, Fräulein Cécile v. Rodt, 1905.

Diese wirklich sehr langen und schwierigen Reisen zu einem einfachen Besuch geben wohl das beste Zeugnis für die Anhänglichkeit und Liebe, welche A. in seiner Verwandtschaft genoss und für den Charakter des Verstorbenen, der sich diese Freundschaft, trotz all seiner Sonderbarkeiten, immer zu erhalten wusste.

Nur für die Ueberfahrt von Valpariso zur Insel brachte Heinrich 15 Tage auf dem Segelschiff zu. Sechs Tage dauerte der zweimalige Versuch, gegen den Wind anzukämpfen, um beinahe wieder zur Abfahrtsstelle zurückgetrieben zu werden, neun weitere Tage brachten das Schiff zur Insel!

Von hier schreibt Heinrich seinen ersten Brief unter dem 18. Februar 1901, in dem er das Wiedersehen beschreibt. Er berichtet von seinem Quartier im brüderlichen Hause, etwas getrübt durch Anwesenheit der nicht zu vertreibenden Hunde, Hühner und Katzen, er beschreibt die Schönheit der Lage usw. Wiewohl A. etwas hinke, begleitete er ihn auf verschiedenen Ausflügen, u. a. zum jenseitigen Inselufer, wohin sie auf beschwerlichen Wegen gelangt wären. Die Nacht wurde auf dem Boden einer engen Grotte zugebracht, gestört durch Hunde und Insekten. Aber eine grössere Ueberraschung erwartete sie am frühen Morgen durch einen nachgesandten Boten, der die Nachricht von der Ankunft eines grossen chilenischen

Kriegsschiffes mit dem Präsidenten der Republik und Gefolge an Bord, brachte.

Nun galt es in aller Eile zurückzukehren.

„Un splendide vaisseau de guerre (138 m de long) nous signala de loin l'auguste visite. A. tout de noir habillé alla le lendemain faire sa visite à bord pour recevoir son Excellence et sa suite qui resterent assez longtemps sous notre toit. On fu très aimable avec moi et pour me retenir, m'offrit même un emploi assez bien rétribué. Plus tard une excellente musique vient se placer devant la maison et joua des danses et marches chilienne. Es war eine Art Vergnügungsreise der hohen Herrschaften mit ihren Damen zum Besuch der Insel, der gleichzeitig mit einem offiziellen Augenschein der Kolonie verbunden war. Die Folgen des Besuches zeigten sich in einer neu sich bildenden Gesellschaft zur Verwertung der Inselfischereien. Heinrich schreibt, dass auch A. hätte eine Konservenfabrik für Langorisba zu betreiben angefangen hätte und ein kleines neues Schiff zum Trajektdienst angekauft. Nach einem Aufenthalt von ungefähr acht Wochen verliess H. die Insel.

Kürzer war der Besuch meiner Schwester Cécile von Rodt. Wir entnehmen ihrem Buch „Aus Central- und Süd-Amerika" folgende Beschreibung: „Das Wiedersehn nach 30 Jahren war ein sehr freudiges, wiewohl die Ausbootung vom Schiff zum Land wegen der eingetretenen Ebbe beschwerlich war. Wir schritten der Wohnung des Gouverneurs zu, auf dessen stattlichem Haus die chilenische Flagge wehte. Ein gutes Bett nahm mich wieder auf, ohne Hin- und Herschaukeln, ohne Schiffslärm! Köstliche Ruhe, abgesehen vom Bellen der Hunde und dem frühen Geschnatter des Federviehes. Hinter dem Haus speist ein munterer Bergbach den ländlichen Brunnen. Der erste Ausflug galt nach dreiviertelstündiger Bootfahrt und mühsamer Wanderung durch die von der Brandung glattge-

waschenen Felsblöcke einem stillen, unbewohnten Tal, das von drei Seiten von hohen Bergen eingerahmt, vorn vom Meer begrenzt wurde. Hier, nicht weit vom Strande, fanden wir die Robinsonshöhle, eine kleine, vulkanische Bodenerhebung mit einem Hohlraum darunter. Diesen Raum hatte Selkirk durch eine Mauer getrennt und bewohnbar gemacht. Auf der alten Feuerstelle wurde ein Feuer angezündet, aus dem nebenan fliessenden Bache Wasser geholt und eine frugale Mahlzeit eingenommen. Wild donnerte die Brandung an den ungastlichen Strand, wo zwischen den Steinen noch einige rostige Kanonen aus spanischer Zeit friedlich ruhten. Sonst kein Geräusch, kein Mensch, kein Tier im stillen Tale. Giftiges Gewürm, Eidechsen, Käfer, Ameisen, Moskitos kennt die Insel nicht, ebensowenig wilde, vierfüssige Tiere. Nur wenige Vögel und Schmetterlinge beleben die Lüfte. Am Bergeshange sieht man eine Menge Pfirsichbäume, die gleich den Quitten und Feigen, wild wachsen und aromatische Frucht bringen. Wir sprachen von der Schweizerheimat, „ja", meinte der Vetter, „ich würde mich niemals wieder in Bern einleben können, Eines möchte ich aber noch einmal hören, — die schönen alten Münsterglocken! Glockengeläute gibt es auf Juan-Fernandez nicht. — Alle zwei Jahre kommt ein Priester vom Festland hinüber, um Messe zu lesen, zu trauen und zu taufen. Dabei erweist ein Kolonist dem andern den Liebesdienst, ihm Gevatter zu stehen, so dass sich die Inselbewohner, nach spanischer Sitte, mit compadre und commadre anreden. — Ein anderer Ausflug führte zur zwei Stunden entfernten Insel Mas-a-fuera, d. h. zu der daselbst gelegenen Bai „Bahia del Padre", diesmal mit dem Miniaturdampfer der deutschen Languster-Compagnie. Nach Umschiffung verschiedener durch die Brandung schwieriger Felsenecken, gelangten wir an das Ziel, eine tiefblaue, kreisrunde Bucht, die sonderbarste, fremdartigste der Insel. Ein Riesenteich von hohen gelben

Mauern umgeben, gleich einem römischen Amphitheater. Aber weder hier noch auf der Rückfahrt, wo wir die Insel Santa Clara berührten, konnten wir wegen allzuschwerer See ans Ufer gelangen. Eine fernere Exkursion galt dem drei Stunden von der Robinsonsgrotte entfernten „Loockhut", dem Punkt, an dem Selkirk nach einem erlösenden Schiff Ausschau gehalten haben soll. Hier an sehr schwer zugänglicher Stelle wurde die Denktafel, von der bereits die Rede war, eingemauert. Der letzte Tag meines Aufenthalts galt der Kolonie selber, als solche existiert sie seit dem 31. März 1898. Jeder Kolonist, der eine Familie hat und das Gewerbe der Fischerei kennt, erhält von der Regierung freie Ueberfahrt, ein zwei Hektaren grosses Stück Land und 16 eiserne, galvanisierte Platten zur Konstruktion seines Hausdaches. Für jeden über 14 Jahre zählenden Sohn wird dem Kolonisten eine weitere halbe Hektare Land zugegeben. Die Kolonie zählt gegenwärtig 22 Familien mit 122 Köpfen, bestehend aus 13 Chilenen, 2 Italienern, 2 Deutschen, 1 Portugiesischen, 1 Engländer, 1 Franzosen, 1 Russen und 1 Schweizer Familie, die 41 Häuser bewohnen. Meine Schwester besuchte auch die neuerrichtete Schule, die von ungefähr 20 Kindern von 6—15 Jahren benützt wird. Die Schulzeit dauert vier Stunden, Schulzwang gibt es nicht. Senor Latuz, der Schulmeister, gibt den Knaben auch Handfertigkeitsunterricht, in dem allerlei Gegenstände zum Verkauf an die seltenen Inselbesucher angefertigt werden. Arzt gibt es auf der Insel keinen.

Alle gaben mir das Geleit zur Abfahrt und überhäuften mich mit Blumen und allerlei Andenken. Der Abschied war fürs Leben, die Flagge auf dem Gouverneurhaus winkte mir zum letzten Gruss, schwarze Wolken hatten sich über der Insel angesammelt und hingen schwer über dem verschwindenden Reich des Inselkönigs.

Dieser Besuch meiner Schwester brachte ungefähr die letzten Nachrichten.

Am 4. Juli 1905 ereilte der Tod nach kurzer Krankheit den in weiter, einsamer Fremde 62 Jahre alt gewordenen Mann. Drei Monate später erhielten wir die für uns Alle schmerzliche Nachricht. Alfred hatte Juan Fernandez 27 Jahre lang bewohnt, wohl die längste Zeit eines hier freiwillig oder gezwungenen Verbannten.

Auf der Insel hinterliess er seine Frau, eine Spanierin, und fünf Söhne, die unter bernische Vormundschaft gestellt, sich in den kleinen Rest des noch übriggebliebenen Vermögens teilten.